



---

**Aus Freude am Lesen**

Lenz und Renate, zwei arbeitslose ostdeutsche Chemiker, haben eine Jugendstilvilla geerbt, würden aber viel lieber die Welt sehen. Also verkaufen sie das Haus einem westdeutschen Ehepaar und ziehen in ihren alten Plattenbau zurück. Anstatt aber endlich zu verreisen, streifen sie nun um ihr ehemaliges Haus herum – bis sie eines Tages über den Zaun steigen ... Als sie ertappt werden, werden sie nicht etwa angezeigt – die neuen Besitzer bitten die beiden sogar, auf die Villa aufzupassen! Und damit nicht genug. Denn trotz aller Weltläufigkeit gelingt dem Westehepaar längst nicht alles: Der Kinderwunsch etwa blieb bisher unerfüllt. Selbst in dieser heiklen Lage erweist sich die *ménage à quatre* als Lösung des Problems ...

Mit *Wohnquartett mit Querflöte* schrieb Wolfgang Rüb eine urkomische und scharfzüngige Parabel auf Deutschland zwanzig Jahre nach der Wende.

WOLFGANG RÜB, geboren 1952, wuchs nahe der Sektstadt Freyburg an der Unstrut auf. Er arbeitete bis 1985 als Deutsch- und Musiklehrer. Seither unterrichtet er in Weißenfels Klavier. Wolfgang Rüb hat bereits Erzählungen veröffentlicht und 2001 den Roman *Konzert für Stubenfliege und Orchester*. Der Autor liebt seine Region, wohnt mit seiner Frau in einem alten Pfarrhaus und schreibt an seinem dritten Roman.

Wolfgang Rüb

Wohnquartett  
mit Querflöte

Roman

**btb**



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House*  
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

#### 1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2012,  
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.  
Copyright © 2010 by Edition Heidenreich bei C. Bertelsmann  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Umschlaggestaltung: semper smile, München  
Umschlagmotiv: © www.fontenvironment.com  
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
MM · Herstellung: BB  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-74337-7

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

Besuchen Sie unseren Literatur-Blog [www.transatlantik.de!](http://www.transatlantik.de!)

ICH HÄTTE VON Renates Eltern lieber Bargeld als diese Vorstadtvilla geerbt, in die sie jeden Pfennig gesteckt hatten. Allerdings ließen sich Häuser wieder in Bargeld verwandeln. Das konnte ich Renate so direkt nicht sagen, ich konnte nur immer wieder mal andeuten, dass es doch stillos sei, ohne die geringsten Mittel eine Jugendstilvilla zu bewohnen. Wegen ihrer sentimentalen Bindung an ein Familienerbstück würden wir niemals unter einer Palme liegen. Und es gab überhaupt niemanden mehr, der nicht schon unter Palmen gelegen hatte!

Ständig benutzte man uns für Reiseberichte. Nicht zu fassen, an welchen Swimmingpools der Welt diese Leute schon ihre Handtücher ausgebreitet hatten. Sie freuten sich an unseren großen Augen und Ohren, ohne je in Gefahr zu kommen, dass wir mit eigenen Abenteuern dazwischenfuhren. Der Trieb zu reisen war in uns mittlerweile der stärkste Trieb geworden.

Den ganzen Winter lang träumten wir noch so in der Luft herum, dass ein reicher Fremder auf uns aufmerksam würde, der uns aus lauter Sympathie schließlich adoptieren oder uns seiner Einsamkeit wegen zumindest als Reisebegleiter anwerben würde. Besonders in der Weihnachtszeit zeigten sie ja immer wieder Filme über besonders verhärtete Millionäre, die von irgendwo im Himmel bewegt wurden, Umgang mit treuherzigen Durchschnittsmenschen zu pflegen, und sich dadurch charakterlich so grundlegend besserten, dass sie mit ihnen ihr Geld teilten.

Parallel zu diesem Traum forderten wir für zwanzig Euro

im Monat unser Lottogluck heraus. Aber tief im Bauch war uns klar, dass der angestrebte Zufall schlecht zu uns passte. Da konnten wir auch in den Wald gehen in der Hoffnung, versehentlich von einem Jäger erschossen zu werden.

Inzwischen nistete sich die Trägheit ein. Speisen, die wir früher mit Messer und Gabel gegessen hatten, aßen wir bereits mit dem Löffel. Und immer waren wir nahe daran, die Zeit aus den Augen zu verlieren. Nicht nur einmal war es vorgekommen, dass wir nicht wussten, ob Donnerstag oder Freitag war. Um Klarheit zu bekommen, waren wir dann gezwungen, eine gerade laufende Fernsehsendung mit der Programmzeitschrift zu vergleichen.

Was die über mehrere Generationen vererbte Zwölf-Zimmer-Villa betraf, so war sie uns einfach schon zu vertraut, als dass uns ihre Erkerchen noch an die Schlösser aus den Märchen unserer Kindheit hätten erinnern können. Jeden Sonntag hatten wir zum Mittagessen hingehen müssen, und jetzt waren wir auf einmal für immer dort. Der Bratengeruch hing noch in den Tapeten. Am schlimmsten war vielleicht, dass auch das Schlafzimmer noch nach den Schwiegereltern roch. Dabei waren sie wirklich nette Leute gewesen. Ihr Fehler hatte lediglich darin bestanden, Renates Eltern zu sein. Ich wollte nicht, dass sie von ihnen abstammte.

Nicht einmal neue Möbel hatten wir für unser neues Haus kaufen können, und außer uns konnten wir uns niemanden vorstellen, der mit seinen verschlissenen Möbeln aus einem Plattenbau in eine Villa gezogen wäre. Selbst mit dem schlichsten Haus soll ja gleich ein ganz neues Leben beginnen, und oft wirkt auch der nicht erneuerte Ehepartner störend, sodass sofort damit begonnen wird, an seiner Ausquartierung zu arbeiten. Wir kannten einen Mann, der war von zwei aufeinanderfolgenden Frauen aus zwei aufeinanderfolgenden Häusern weggeschickt worden – obwohl er diese mit eigenen Händen erbaut hatte.

Renate hatte es nicht einmal übers Herz gebracht, sich von den elterlichen Möbeln zu trennen. Bis ans Grab hatten die Leute weitermöbliert. Alles war so voll, dass man nur für fünf Minuten Sauerstoff hatte. Wie sie da standen, die vom Leben bis ganz nahe an die Erde Gebeugten, und sprachen: »Wenn uns jemand gesagt hätte, dass wir einmal ins Museum gehen würden, um uns Anregungen für unser Wohnzimmer zu holen! Gestern haben wir ein Beistelltischchen gekauft, das war uns im Schloss Sanssouci aufgefallen!«

So hatte das Bargeld nur für die Beerdigungen gereicht.

Manchmal wachten wir auf und wussten zwischen diesen immer schon da gewesenen Schränken und in diesen immer schon da gewesenen Gerüchen gar nicht, wo wir waren. Im ehemaligen Kinderzimmer hatten die Schwiegereltern aus Schwärmerei für ihr einziges Kind sogar die Zeit stillstehen lassen. Und Renate konnte es nicht übers Herz bringen, etwas an diesem Raum zu ändern, den ihre Eltern so liebevoll als Renate-Museum belassen hatten.

Sogar ihr Teddy saß noch auf ihrem Bett. Sie hatte diesen Teddy bis zuletzt als ihren Vertrauten gehabt, und er war auch bei unserem ersten Geschlechtsverkehr noch dabei gewesen, wenn er uns auch nicht hatte zusehen dürfen.

Auch räumlich waren wir in all den Ehejahren zu nahe an der Villa geblieben. Unser Block war nur fünf Minuten zu Fuß entfernt. Aus dem Schlafzimmerfenster konnten wir Renates Eltern im Garten buddeln sehen. Sogar Blinkzeichen mit der Taschenlampe hatte der Schwiegervater anfangs versandt, genau in unser Schlafzimmerfenster hinein, und Renate konnte sich gleich nicht mehr richtig fallen lassen. Jedenfalls hatte sich bei uns der Traum von der eigenen Jugendstilvilla nicht so eingestaltet, wie die Verstorbenen es gern gesehen hätten. Nur ihr Tod war in der Lage, ihr Kind ins Elternhaus zurückzuholen.

Sogar unsere eigenen Möbel fingen an zu fremdeln, seitdem wir sie in den Räumen der Schwiegereltern sahen. Es ging damit los, dass ich an unserem Tisch die Kurbel wieder bemerkte, mit der man ihn hoch- und runterleiern konnte und die wir nach dem ersten Tag, wenn man noch alle Möglichkeiten einer neuen Lebenssituation erschließen will, nie wieder benutzt hatten. Ich hatte mir an ihr dann noch manchmal die Knie gestoßen, aber dann wurde diese Kurbel sogar von meinen Knien instinktiv gemieden, sodass sie aus unserem Leben hatte verschwinden können. Dabei hatten wir sie beim Kauf als ausgesprochenen Zugewinn angesehen. Jetzt fragte ich mich, wem es damals gelungen war, in unsere Köpfe zu pflanzen, es gäbe ein menschliches Bedürfnis, Tische hoch- und runterzukurbeln. Wie vielen ähnlichen kleinen Glücksversprechen hatten wir ohne echtes Bedürfnis ebenfalls nachgegeben? Und inwieweit hatten wir unsere Hauptbedürfnisse darüber vernachlässigt? – Und was waren denn unsere Hauptbedürfnisse?

An dieser Stelle brach ich meine Überlegungen zwar ab, aber solche Lebensfragen waren mir beim erneuten Anblick dieser elenden Kurbel in den Sinn gekommen. Mit ihrer Entblößung sollte mir etwas gesagt werden, das ich bei Gelegenheit nur noch zu Ende denken musste.

Wir guckten einen Sonntagskrimi, der es nicht mal schaffte, meine Augen ganz von der Kurbel wegzubringen. Renate versuchte, sich vom Krimi durch einen auf einem anderen Kanal laufenden Science-Fiction-Thriller zu befreien. Weil der aber auch nichts war, schaltete sie nun hin und her. Unser Fernsehen verkam überhaupt mehr und mehr zur Diavorführung. Statt einen Schwachsinn geduldig durchzuhalten, schauten wir jetzt mit erhöhtem nervlichen Aufwand doppelten Schwachsinn. Wenn es uns nicht selbst betroffen hätte, hätten wir gesagt: Dieses Ehepaar ist am Ende!



Außerirdische, von Geburt an böse, bereiteten der Erde Probleme, die wirklich nicht die unseren waren. Meine Augen waren schon wieder bei der Kurbel, und jetzt leierte ich den Tisch in allergrößter Langsamkeit bis ganz nach oben, sodass der vollständige Mechanismus samt Drähten sichtbar wurde und man beim besten Willen nicht mehr sagen konnte, wofür dieser Tisch jetzt noch taugen sollte.

Renate war vom außerirdischen Ekel inzwischen zu gefesselt, als dass sie diese langsamen Veränderungen noch hätte wahrnehmen können. Erst als sie ihr Glas mit dem stillen Wasser greifen wollte, wunderte sie sich, ihre Hand unter dem Tisch statt auf seiner Platte zu finden. Das stille Wasser schwebte über ihr. – Schon dieser Begriff: »stilles Wasser«! Das klang doch wie: »Ruhe sanft!«

Als die Tentakeln der Außerirdischen nach dem Kind der guten Familie züngelten, kurbelte ich die Tischplatte bis ganz nach unten. Renate bemerkte es wieder erst, als ihre Hand wie segnend über dem stillen Wasser kreiste.

Beide Filme näherten sich dem Happy End. Als die Mutter-Vater-Kind-Familie in allen Kombinationen ihr »Ich liebe dich« losgeworden war, hatte ich den Tisch wieder auf Normalhöhe. Auch einige positive Nebenfiguren hatten ihr Leben lassen müssen, aber für die absoluten Sympathieträger hatte sich mit der Explosion einiger Hundert Benzinfässer in einer verlassenen Fabrik doch alles noch zum Guten gewendet. Renate machte sich fürs Bett fertig. Ich wollte noch einmal versuchen, aus dem Erlebnis des zu hohen und zu niedrigen Tisches eine kleine Weisheit für unser Leben abzuleiten. Es kam nichts. Vielleicht war ich für Weisheiten an diesem Abend einfach schon zu müde, also kurbelte ich den Tisch nur noch einmal ganz hoch und ließ ihn so stehen.

Am Morgen sagte Renate, während sie ihn herunterkurbelte: »Also was du nur auf einmal gegen diesen Tisch hast!«

Meine Schwester und ihr Mann kamen, um arbeits- und chancenlose Chemieingenieure in einer Villa wohnen zu sehen. »Was macht ihr eigentlich, wenn das Dach einmal kommt?« Das sagten sie, obwohl sie mit einem flüchtigen Blick hätten sehen können, dass dieses Dach uns überleben würde. Und als Nächstes kam: »Und, wo fahrt ihr diesen Sommer hin? Wir fahren in die Dominikanische!«

Mein Gott, wir hatten bis dahin noch nie von der Dominikanischen gehört, aber auf einmal fehlte sie uns, und unser Dach sahen wir jeden Moment einfach abrutschen. Renate sah es, ich hörte es sogar schon.

Beim Abschied sagten sie: »Mit der Chemie steht es hier eben schlecht!«

Wenn ich vor der Tür unserer Villa stand, schaute ich ohne jede Verachtung zu den Blocks hinüber. Dort hatten wir einigermassen zurückgelehnt gelebt. Ich war stark genug gewesen, nicht ins Haus ihrer Eltern zu ziehen, aber Renate war stark genug gewesen, sich ganz in ihrer Nähe einzuquartieren.

Wie man das damals so machte, hatten wir mit achtzehn geheiratet, sodass wir unsere Silberhochzeit bereits mit dreiundvierzig hatten begehen müssen, in einem Alter, in dem man in modernen Gesellschaften noch überlegt, ob man überhaupt eine feste Beziehung eingehen möchte. Silberhochzeit war für mich immer ein Begriff aus dem Reich der Toten gewesen. Allerdings hatte ich den Begriff »Silberpaar« an Generationen festgemacht, die damals wie kurz vor dem Sterben ausgesehen hatten. Wir hatten statistisch gesehen noch dreißig bis vierzig Jahre zu leben, was in früheren Zeiten die ganze Lebenserwartung gewesen war. Wenn wir diese Erkenntnis ernst nahmen, hatten wir noch ein ganzes Leben vor uns.

»Wir haben kein ganzes Leben vor uns«, sagte Renate, »denn

was wir vielleicht vor uns haben, ist nicht die Strecke von null bis vierundvierzig, sondern die von vierundvierzig bis achtundachtzig! Das ist ein kleiner Unterschied.«

Eines Tages, nach einer Lottoziehung im Fernsehen, als wir wieder einmal nach einem läppischen Dreier eheliche Harmonie in der Verbrüderung gegenüber feindlichen Dritten genossen – denn wir spielten ja immer die richtigen Zahlen, und die im Fernsehen waren nur zu blöd, sie endlich auch einmal zu ziehen –, hatte ich mich daran gewagt, uns schonungslos klarzumachen, dass Geld und ein aufregendes Leben für uns nur noch zu haben waren, wenn wir unser Haus verkauften und wieder unsere Mietwohnung bezogen.

»Wir träumen davon, viel zu reisen, aber wenn wir viel reisen, sind wir sowieso kaum noch zu Hause, und es ist doch moralisch besser vertretbar, wenn nur eine Plattenwohnung leer steht statt einer ganzen Zwölf-Zimmer-Villa!«, sagte ich.

Sie antwortete mit ihrem lieb gemeinten Lieblingssatz: »So etwas Unlogisches kriegt man wirklich nur von dir zu hören!«

Vielleicht hatte es auch mit dem Wein an diesem Abend zu tun, dass Renate kurz darauf mit dem Fotoalbum kam. Wir hatten als schönes Paar gegolten, und beim Vergleich dieser Hochzeitsfotos mit dem letzten gemeinsamen Bild im Badezimmer-Spiegel mussten wir durchaus noch nicht erschrecken, aber es hatte uns schon einmal besser gegeben! Irgendwie hatten wir uns seit zehn Jahren damit zufriedengegeben, immer um zehn Jahre jünger geschätzt zu werden. Aber das war auf Dauer keine Lösung! Wenn eine Vierzigjährige auf dreißig geschätzt wird, dann weiß sie, dass man noch nach ihr schaut, aber was hat eine Siebzigjährige davon, wenn man sie auf sechzig schätzt?

Renate holte jetzt auch noch die ältesten Fotoalben aus der Erbmasse. Wir blätterten zurück, und je tiefer wir in die Vergangenheit vorstießen, desto besser passten die jeweiligen

Besitzer zu unserer Villa. Bereits Renates Eltern waren keine Leute mehr für so ein Haus gewesen!

Ich hatte mich bezüglich der Preise schon einmal umgesehen. Eine Zwölf-Zimmer-Villa mit Türmchen, in Randlage einer Großstadt, bedeutete in Geld gerechnet, dass wir uns, sofern wir nicht von einer Jugendstilvilla träumten, alle Wünsche für den Rest unseres Lebens erfüllen konnten. Spanien wäre nur der Anfang, danach würden wir uns über die ganze Welt ausdehnen. Überhaupt müssten wir unsere Ansprüche sehr weit nach oben schrauben.

Ich sah Renate an, was sie jetzt dachte: Diesen Verkauf würden ihre Eltern selbst im Himmel nicht verkraften. »Und wenn sie vielleicht doch alles sehen?«, fragte sie, die noch nie religiös gewesen war.

Bei der Vorstellung, wie die beiden alten Leutchen sich aus dem Himmel hängten, um zu weinen, musste ich lachen, weshalb das Gespräch leider abbrach und ich wieder auf wöchentliche Andeutungen zurückschalten musste. Jedenfalls ließ ich nicht locker, und langsam merkte ich, dass Renate sich lenken ließ.

Weil sie nicht in Versuchung kamen, ständig im Haus herumzuwerkeln, statt es genussvoll zu bewohnen, hatten Leute mit zwei linken Händen die eindeutig bessere Lebensqualität. Wir beobachteten das an unserem Nachbarn in der Hängematte, einem einsamen Orchestermusiker mit fester Anstellung und einer von einem kinderlosen Onkel geerbten Villa, die nicht weniger pompös war als unsere. Der Mann spielte die Querflöte, was sicher nicht leicht war, aber wenn er im Sommer draußen übte, waren seine Hände so verdreht, dass sie wirklich wie zwei linke aussahen. Nur einmal war er uns für einen Moment sympathisch geworden, als er dem schon bei seinem ersten Ton im Garten aufflatternden Spatzenschwarm hinter-

hergerufen hatte: »Lasst euch doch bitte von meiner Musik nicht erschrecken!« Diese Szene hatte etwas Tragisches gehabt, und Tragik bringt näher.

Gegenüber Renate und mir hatte er in einem seltenen Moment von Gesprächigkeit erwähnt, dass sein ewiger Ärger mit allen Dirigenten dieser Welt seinen Anfang bereits in der Schulzeit genommen habe, als er einen Mathematiklehrer zu korrigieren wagte, der es sich nicht nehmen ließ, Morgenlieder zu dirigieren. Dass dieses Dirigat aussah, als würde der Mann Oberhemden bügeln, hätte er trotz seiner Erfahrungen im Musikschulorchester ja noch durchgehen lassen, aber dass jemand Lieder im Dreivierteltakt mit »drei, vier« anzählte und dann die Klasse niedermachte, weil sie keinen gemeinsamen Anfang fand, das durfte auch einem Mathematiklehrer nicht erlaubt sein. Er hatte sich gemeldet und gesagt, dass im Dreivierteltakt eine Vier nicht vorkomme.

Von da an habe es zwar kein Morgenlied mehr gegeben, aber jetzt war er von dem Mann nur noch gequält und von der Drei auf die Vier gebracht worden. Die auf den Lehrer folgenden weiteren Dirigenten seines Lebens hätten sich dann mehr auf musikalische Fragen verlegt, um ihn zu erniedrigen. Nichts Böses im Leben bliebe ohne Rache, und heute sei ihm klar, dass es die reine Bosheit gewesen war, als er seinen Mathematiklehrer bloßstellte, und deshalb bekomme er jetzt täglich, was er sich damals verdient habe.

Er war ein einsamer Pessimist. Beim Anblick der ersten Schneeglöckchen sagte er: »Nun ist der Sommer schon wieder so gut wie vorbei!«

Wir wussten nicht, woher er sich sein Quäntchen Freude holte, das doch jeder Mensch zum Leben braucht. Und evolutionsbedingt waren wir doch alte Rudeltiere und holten unser Glück nicht nur aus der einsamen Betrachtung von Sonnenuntergängen, sondern auch aus dem Zusammensein mit unse-

ren Artgenossen. So ganz allein mit seiner Flöte, das glaubten wir ihm nicht. Er hatte es nicht leicht, nachbarlicher Neugier zu entgehen, wie er abends so ganz in Leder gekleidet davonbrauste und erst weit nach Mitternacht, nachdem er sein Glück gesucht und vielleicht sogar gefunden hatte, das trockene Zuschlagen seiner Autotür hören ließ, die schon im Ton die Nobelmarke verriet; und wenn er dann hinter diesen schweren Vorhängen wandelte, die nur Spuren von Licht nach draußen ließen, er aber vormittags bereits wieder in hellem Leinen in seiner Hängematte schaukelte. Das war zu viel an Lebenskunst, wo doch schon sein Üben auf dem Instrument eher an die Ausübung eines Hobbys erinnerte. Und zur Arbeit fuhr er in einer Höhepunktsgarderobe, in der andere Menschen verheiratet und aufgebahrt wurden.

Und wieder wurde uns ein Lottotag aufgezwungen, ein besonders deprimierender, weil wir keine einzige richtige Zahl hatten, obwohl wir es sonst wenigstens auf einen Einer brachten. Und doch endete gerade dieses auserlesene Pech zu unseren Gunsten. Ein Phänomen, das mir schon früher aufgefallen war: Man hängt sich an etwas, ist überzeugt, vom Pech verfolgt zu sein, und merkt nicht, dass genau hier das Glück ansetzt. Wie hatte ich darunter gelitten, ein Mädchen aus meiner Klasse nicht bekommen zu haben, und wie froh war ich beim letzten Klassentreffen darüber gewesen!

Auch die Wege des Alkohols sind verschlungen. Manchmal entfaltet er seine segensreiche Wirkung erst über den Kater. Ich war überhaupt sehr motiviert, über Glück und Pech neu nachzudenken. Renate trank nur nach den Lottozahlen, und nach diesem absoluten Lottotief und der daran angeschlossenen kleinen Feier musste sie beim Erwachen begreifen, dass sie einen Wein namens »Niernsteiner« für gesünder gehalten hatte, als er war. In dieses Elend von Übelkeit und Kopfschmerzen

hinein sagte ich zu ihr: »Ich weiß es jetzt. Wir verkaufen das Haus!« Und sie nickte schwach, denn den Kopf zu schütteln hätte ihr zu viele Schmerzen verursacht.

Dann brachte ich, um den Verkauf zu beschleunigen, einige Reisekataloge ins Haus, und als Renate die vielen Palmen, den gelben Sand und das blaue Wasser sah, schmolz sie endgültig dahin. Und als sie sich am nächsten Morgen laut fragte, ob sie sich einen Badeanzug oder einen Bikini kaufen sollte, wusste ich, dass die Tage in unserer Villa gezählt waren.

»Warum«, sagte ich, »sollen wir unser Herz an eine Villa hängen, die nach unserem Tod an die missratenen Kinder meiner Schwester fällt? Und was Fred und Lisa damit machen, weißt du: Die verkaufen das Haus schon nach drei Tagen, teilen sich das Geld wie Diebe und fahren nach Spanien, in die Dominikanische oder sonstwohin! Und wer weiß, an was für einen Lumpen die Villa dann erst geht. Aber wenn wir den Verkauf selbst in die Hand nehmen, dann suchen wir jemanden, der dieses Anwesens auch würdig ist.«

Renate sagte, so etwas Unlogisches habe sie noch nie im Leben gehört, aber sie sei jetzt bereit.

Wir hatten annonciert: »Jugendstilvilla, zwölf Zimmer, drei Bäder, nur in liebevolle Hände abzugeben«, woraus sich zwei blitzschnelle Anrufe von Leuten ergaben, die aus ihren Erfahrungen mit dem Haustiermarkt ableiteten, wir würden das Haus verschenken.

Während diese Leute am Telefon, sobald ihr Traum vom großen Geschenk geplatzt war, sich sofort als Grobiane entpuppten, waren gleich die ersten hier wirklich auftauchenden Interessenten charmant, gut aussehend und im Umgang miteinander sympathisch albern. So locker wie die an den Kauf einer Zwölf-Zimmer-Villa gingen, wollte ich mit Renate einmal

ein Paar Schuhe kaufen können! Sie stellten sich als Gerrit und Franka vor. Ich sagte: »Lenz.« Es war das erste Mal seit meiner Kindheit, dass ich mich mit dem Vornamen vorstellte.

Er meinte: »Für zwei Personen ist das Haus ja etwas zu groß. Solche Villen hat man früher nie ohne Personal bewirtschaftet.« Doch seine Partnerin konnte aus ihrem frischen Blond einfach so entscheiden: »Mir gefällt das Haus aber!« Es klang, als hätte sie es damit bereits gekauft.

Hatten sie mir angesehen, dass ich jederzeit verfügbar war? Denn sie nannten mir einfach den Termin für eine ausgiebige Besichtigung. Es war für mich eine Sache der Ehre, mich kurz für eine Zwiesprache mit meinem Kalender zu entschuldigen. Sie hatten recht, er war leer.

Um die Geister von Renates Eltern zu beschwichtigen, hatten wir ein gründliches Kennenlernen im Garten vorbereitet. Es war ein schöner warmer Abend. Wir saßen bei der Flasche Wein, die sie mitgebracht hatten.

Von außen gefiel ihnen das Haus sehr. Sie lächelten sich immer wieder an, als würden sie sich bereits als Besitzer hier aus dem Portal treten sehen. Ich fragte, wie lange sie verheiratet seien, und es waren immerhin schon fast sieben Jahre. Seine Frau sei übrigens die statistisch üblichen 3,2 Jahre jünger als er, was ihr in Verbindung mit ihrer um sieben Jahre höheren Lebenserwartung eine Witwenschaft von 10,2 Jahren einbrächte. Eigentlich müsse man Frauen zu einem um sieben Jahre jüngeren Mann raten, aber die Frauen seien leider unbelehrbar und würden sich statistisch sogar einen um 3,4 Jahre älteren Mann wünschen.

Seine Franka sagte: »Vielleicht wollen die Frauen gar nicht gemeinsam mit ihm sterben. Vielleicht ahnen sie, dass die Jahre als Witwe ihre schönsten werden, und da sind 10,4 besser als 10,2.«



»Donnerwetter, Sie sind aber statistisch bewandert!«, warf ich ein. Meiner gleichaltrigen Renate sah ich an, dass sie versuchte, ihre sieben Jahre in Schwarz zu überblicken.

Weil sich das bei einem Verkaufsgespräch anbot, waren die beiden schnell beim Thema Wohnen und schilderten uns den typischen Spießer, über den sie jugendlich hell lachen konnten. Sogar die Kunstdrucke, die er sich ins Wohnzimmer, und die noch schlimmeren, die er sich ins Schlafzimmer hängte, kannten sie mit Namen.

Renate guckte immer so merkwürdig herüber und verschwand öfter kurz. Sie schob es auf ihre schwache Blase.

Immer wenn sie wiederkam, wurde gerade von einer nächsten Ungeheuerlichkeit gesprochen, die sich manche Leute in ihre Wohnungen stellten. »Und kennen Sie diese Tische zum Hoch- und Runterkurbeln?« Sie lachten sich halbtot, wir machten ein bisschen abgeschwächt mit, und Renate blieb immer länger weg und sagte, dass das eine richtige Blasenentzündung sein müsse, weil trotz des überfallartig kommenden unbändigen Harndrangs fast nichts rauskäme. Sie hatte mit Blasenentzündungen tatsächlich ihre Erfahrung und wenig Hemmungen. Manchmal war ihr Drang so überfallartig, dass sie mir aus dem fahrenden Auto springen wollte, wenn irgendwo ein Busch zu vermuten war. Wenn sie wieder über die Leitplanken geklettert kam, hatte sie bei günstiger Jahreszeit immer ein paar Wiesenblumen gepflückt, damit die anderen Autofahrer wenigstens bei ihrem Rückweg nettere Gründe vermuteten, selbst wenn dieses Pinkeln für sie gerade das Schönste gewesen war, was sie sich auf dieser Welt hatte vorstellen können. Der Alltag dieses Leidens bedeutete aber nur, dass ich oft meine Sätze nicht zu Ende sprechen konnte.

Ich sagte: »Man darf nicht erwarten, dass in so großartigen Villen nur großartige Menschen leben, denn so viele großartige Menschen wie großartige Villen gibt es ja gar nicht.«

Aber dann fror die junge Frau dermaßen, dass ihr Mann sagte, wir sollten jetzt vielleicht doch zur Innenbesichtigung übergehen. Vor dem Eingang meinte er: »Haben Sie auch die Erfahrung gemacht, dass man sich in einer Wohnung umso stilvoller bewegt, je stilvoller sie eingerichtet ist?«

Wir betraten den Flur, der mir schon irgendwie fremd vorkam. Die beiden Gäste bewegten sich nicht so stilvoll, wie sie es sich vorgenommen hatten. Aber sie lobten sehr den herrschaftlichen Treppenaufgang. Renate wollte, dass wir gleich nach oben gingen und mit dem unbewohnten Obergeschoss anfangen. Sie entschuldigte sich für einen Moment.

Diese leeren Zimmer brachten die beiden in unverhohlenen Entzücken. Welch wunderbar durchdachte Raumanordnung! Hier waren ja alle Möglichkeiten offen, vom intimen bis zum distanzierteren Zusammenleben. Es war ihnen unbegreiflich, dass wir nicht wenigstens den wunderschönen Mittelraum mit diesen breiten Flügeltüren hinaus auf den maßvoll geschwungenen Balkon bewohnten.

Als Renate uns die ersten Stufen wieder nach unten gehen hörte, rief sie, wir sollten doch am besten gleich den Dachboden besichtigen, wenn wir schon auf halber Strecke seien.

Obwohl bereits längst nicht mehr auf halber Strecke zum Dachboden, drehte ich mit ihnen um, und wir stiegen die kleine Treppe hinauf. Vom Boden waren sie gleich wieder über die Maßen begeistert und ließen dort in Gedanken schon einen literarisch-musikalischen Salon mit wechselnden Bilder- und Fotoausstellungen entstehen. Sie fragten, wohin diese Tür führe, und als sich ihnen dahinter das Turmzimmerchen auftat, das Renate und ich nie gemeinsam betreten hatten, mit den uralten Stühlen, die dort vergessen worden waren, und als die Abendsonne einfiel, sobald ich die Fensterläden aufgestoßen hatte, sagten sie: »Hier eine gute Flasche Wein trinken, das wäre überhaupt nicht mehr zu überbieten!«

Ich ärgerte mich, hier nie getrunken zu haben.

Ja, es war wohl so: Diese jungen Leute verdienten das Haus mehr als wir, sie würden etwas daraus machen können, und wir auf der anderen Seite konnten froh sein, uns als Teil einer Reisegruppe durch Spanien schleifen zu lassen! Wir hatten keine Lebensart gelernt, und wir würden auch niemanden mehr finden, der sie uns beibringen könnte.

Aber jetzt ging es nach unten. Er stieg rechts, sie links die Galerie hinab. Ich wusste nicht, wem ich mich anschließen sollte, und schaute von der Brüstung. Unten freuten sie sich, aufeinanderzustoßen.

Auch Renate hatte in der Villa immer wieder ihren Spaß daran, absteigend von der Galerie oder zu ihr hinauf, den entgegengesetzten Treppenaufgang zu nehmen und sich oben oder unten darüber zu freuen, dass wir uns trafen. So machte sie es auch in Schlössern und Museen, die meist nicht anders als unser Haus angelegt waren.

Ich sprang schnell auf Frankas Spuren, und dann machte ich die Wohnzimmertür auf und erkannte meine eigene Fernsehecke nicht mehr. Keine Kissen mehr auf Sesseln und Sofa. Auf dem Tisch lag eine Decke, die ich noch nie gesehen hatte und die bis zum Boden reichte. Wo die Bilder gehangen hatten, waren nur noch weiße Rechtecke auf der Tapete, jeweils mit einer verstaubten Spinnwebe und einem angerosteten Nagel. Die Reiseandenken aus dem Erzgebirge waren aus der Vitrine verschwunden, der Säbel nicht mehr an der Wand, der Flaschenöffner nicht mehr auf dem Tisch, wahrscheinlich weil er einen anderen Gegenstand darstellen wollte, als er eigentlich war, wodurch Kitsch entstand, wie uns die beiden draußen beigebracht hatten. Unser Flaschenöffner war ein Holzpantoffel und sogar direkt aus Holland gewesen, ein Mitbringsel der Schwiegereltern. Ihn wegzuworfen, wäre Renate bis zu diesem Zeitpunkt wie eine Schändung des Grabs ihrer Eltern vorgekommen.

Wenn sie mich nicht so angeguckt hätte, ich hätte gesagt: Bei uns ist eingebrochen worden!

Die beiden wechselten nun das Thema und sagten, dass es auch nette schlichte Leute gäbe. Renate verwies übertrieben auf die wunderschönen Stuckdecken. Ich versuchte, den Rat einer Fernsehzeitschrift für einen selbstbewussten ersten Eindruck zu befolgen, wonach ich mich zu fühlen hatte wie fest mit meinen Füßen im Boden verankert, während mein Kopf von einem Seil leicht nach oben gezogen würde.

Mein Klavier schien für sie allerdings aus dem Rahmen zu fallen. Sie fragten, wie das Klavier hierherkäme, und ich fragte mich, was das für eine Wohnung sein musste, in der ein simples Klavier bereits solchen Eindruck machte. Von Renate hörten sie, dass ich darauf Blues improvisierte, besonders in Situationen, in denen andere Männer Türen knallten oder in die nächste Kneipe verschwanden.

Sie fragten, ob ich auch ohne Wut spielen könne. Ich ließ meinen Blick über unsere leeren Wände gleiten und antwortete: »Ja!«

Ich setzte mich ans Instrument und begann mit einem sehr melancholischen Thema. Und wie alle Klavierspieler, die gern zeigen, dass sie nicht auf die Tasten sehen müssen, suchten meine Augen im Raum, wobei sie wieder auf die Flecken der ehemaligen Bilder trafen und danach auf den verhängten Kurbeltisch, der mein Spiel fast in einen Abgrund von Jammer trieb. Es fehlte nicht viel, und ich hätte, wie ich es manchmal machte, so einen zum Blues passenden resignierten Text improvisiert: »Ich kam nach Haus, und meine Wohnung war fremd ...« Aber da traf mein Blick auf die zukünftigen Besitzer dieser leeren Wände, auf das wunderbar aufmerksame Gesicht dieser jungen Frau, sodass es mir gelang, meine Gefühle herumzureißen und mit verdoppeltem Tempo ins Fröhliche abzubiegen.

Was die verschiedensten Arten von Beifall für mein Spielen betraf, so war ich nicht zu belügen, und es bestand kein Zweifel: Sie waren entzückt und irgendwie versöhnt mit etwas, das ihnen vorher in diesem Haus negativ aufgefallen war. Ich wünschte mir, die Gemälde sehen zu dürfen, die sie an unsere rostigen Nägel hängen würden.

Als ich aufs Klo musste, fehlte dort die Garnitur mit Brillenbezug. Bis auf die Zahnpasta war auch die ganze Kosmetik weg.

Vor der Schwelle des Schlafzimmers blieben sie stehen, als fürchteten sie, Zeugen eines Raumes zu werden, der ihnen Angst vor der eigenen Zukunft machen könnte. Die sich nach innen öffnende Tür verdeckte sehr viel, aber schon der Blick über die Betten schien ihnen zu reichen, sodass sie gleich zurücktraten und sich die Größe des Raumes vom Flur her erklären ließen.

Sie hatten im Garten von unsinnlichen Schlafzimmern gesprochen, bei denen man sich fragte, ob guter Sex in ihnen deshalb nie vorkam, weil alles so unsinnlich eingerichtet war, oder ob alles so unsinnlich eingerichtet war, weil man von gutem Sex dort nichts verstand.

Zuletzt wollten sie den ebenfalls als ganze Wohnung nutzbaren Keller sehen. Renate musste schon wieder aufs Klo, und plötzlich war das Licht weg. Ich bat die Leute, einen Moment zu warten, und tastete mich bis zur Taschenlampe. Eine Automatiksicherung war herausgesprungen. Ich drückte den Schalter, und das Haus erstrahlte von Neuem.

Wir erreichten nun die Kellerräume. Alles, was oben fehlte, fand sich dort, und Renate, die nachgekommen war, fragte mich übertrieben laut: »Wann ist denn eigentlich einmal wieder Sperrmüll?« Und so etwas sagte sie, obwohl das Sanssouci-Tischchen obenauf lag! Langsam schien sie sich von ihren Eltern befreien zu können. Ich hatte den Eindruck, dass sie für den Verkauf des Hauses bereits kämpfte.

Der junge Mann fing an, in dem Haufen zu wühlen, und stellte sich das Sanssouci-Tischchen sowie unseren Schlafzimer-Druck von Botticellis »Geburt der Venus« zur Seite. Dann fand er auch noch unsere Wohnzimmer-Drucke von Gustav Klimts »Die drei Lebensalter« und »Danae«: »Oh, ich liebe diese Bilder! Drei Generationen unter einem Dach, das ist ein großer Traum von mir! Wissen Sie, dass die runden Ornamente in dem abgeschlossenen Frauenbereich alles Eizellen sind, sogar mit Zellkern, und die Masse von Pünktchen da im Außenbereich sind alles Samen!«

»Aber sie scheinen gar nicht reinzudürfen«, sagte Renate.

Ihn freute, dass ihr das aufgefallen war: »Ja, so etwas soll vorkommen, wenn die kleinen Herumtreiber schwächeln. Umso besser klappt es aber auf dem ›Danae«-Bild. Wissen Sie eigentlich, was der Frau hier in den Schoß fährt? Das ist Zeus, der will sie schwängern und hat sich dafür in einen Goldregen verwandelt.«

»Das hätte ich so gar nicht gesehen«, sagte Renate, »aber jetzt, wo Sie es sagen...« Ich allerdings hatte bei dem Wort »Goldregen« mehr an das Geld gedacht, das wir von ihnen bekommen würden.

Er probierte, wie schwer das Sanssouci-Tischchen war. »Es ist traurig, was so alles weggeworfen wird. Und die Drucke sind auch wunderschön, die sind noch richtig mit der Hand gemacht. Ein Glück, dass der Sperrmüll noch nicht da war!«

Als wir weitergingen – er trug das Tischchen und seine Frau die Bilder –, tauschten Renate und ich Blicke. Vielleicht war es richtig so: Wir hatten die schönen Dinge vom übrigen Müll nicht unterscheiden können, vom Flaschenöffner und dem Klodeckelbezug, und wer sie angemessen würdigen konnte, der sollte sie in Gottes Namen auch haben!

»Von deiner Chemikaliensammlung musst du dich auch endlich einmal trennen, sonst traut sich hier niemand rein«,

sagte Renate, als wir in mein kleines Labor kamen, das ich dort gleich nach unserer Heirat einrichten konnte und in das ich mich gern nach dem Sonntagsbraten, wenn die anderen drei ihren Mittagsschlaf hielten, zurückgezogen hatte.

»Aber so etwas wirft man doch nicht weg!«, rief Gerrit und bestaunte mit Kinderaugen die gläsernen Destillieranlagen. Als sich dieser junge Mann als Bewahrer für die Dinge herausstellte, an denen ich hing und die sich nicht mit in einen Wohnblock nehmen ließen, war es für mich noch leichter, das Haus aufzugeben.

Sie äußerten ein vorläufiges »Ja«. Die raffinierte und kultivierte Architektur war ganz nach ihrem Geschmack. Zwölf Zimmer, drei Bäder, und tausend Möglichkeiten auf dem Dachboden und im Keller. Das versprach nicht nur großzügigstes Wohnen und Arbeiten, das lud auch zur Entfaltung einer ganz außerordentlichen Gastlichkeit ein ... Und der Garten natürlich!

Vor der Tür schaute die junge Frau zum Himmel auf, wie man kurz auf die Uhr guckt, und wunderte sich, dass keine Sternschnuppe zur Stelle war. Mit Blick auf die Bilder, die sie in der Hand hielt, sagte ihr Mann: »Wir hängen ja idiotischerweise nur Originalgrafiken auf. Aber irgendwann schaffen wir es, einfach Drucke von unseren Lieblingsbildern an die Wand zu nageln. Das wäre wirklich eine Kulturleistung! Wir sind durch unsere Eltern versaut, und deshalb können wir diese schönen Bilder vorerst nur in den Kellerräumen zur Wirkung bringen. – Ach, seien Sie doch so nett, und hängen Sie sie gleich irgendwo unten auf. Wir denken, dass wir das Haus nehmen, und sollte irgendetwas dazwischenkommen, dann holen wir sie uns ab. Also wir sehen uns auf alle Fälle wieder!«

Als sie losfuhren, winkten wir ihnen wie guten Freunden nach.

»Was war denn mit dem Strom los?«, fragte ich Renate.



Wolfgang Rüb

**Wohnquartett mit Querflöte**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74337-7

btb

Erscheinungstermin: Februar 2012

Lenz und Renate, zwei arbeitslose ostdeutsche Chemiker, haben eine Jugendstilvilla geerbt, würden aber viel lieber die Welt sehen. Also verkaufen sie das Haus einem westdeutschen Ehepaar und ziehen in ihren alten Plattenbau zurück. Statt zu verreisen, streifen sie nun um ihr ehemaliges Haus herum – bis sie eines Tages über den Zaun steigen ... Als sie ertappt werden, bitten die neuen Besitzer sie sogar, auf die Villa aufzupassen! Dabei freunden sich Lenz und Renate mit dem kauzigen Bewohner der Nachbarvilla an, einem Querflötisten, der nichts mehr hasst als Musik. Trotz aller Weltläufigkeit gelingt dem Westehepaar jedoch nicht alles: Der Kinderwunsch bleibt unerfüllt. Selbst in dieser heiklen Lage erweist sich die ménage à quatre als Lösung des Problems ...



[Der Titel im Katalog](#)